

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

83 (8.4.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 29

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 29. Karlsruhe, Donnerstag den 8. April 1909.

Schuld und Sühne.

Ein Kriminalroman aus dem Leben.

Dieser Tage war in der „Nowoje Wremja“ eine fettgedruckte Todesanzeige zu lesen, durch welche ältere Petersburger an einen sensationellen Kriminalprozess erinnert werden. Vor 33 Jahren war Karl Christophorowitsch v. Landsberg, weiland Agent der sogenannten „Freiwilligen Flotte“ in Alexandrowka auf der Insel Sachalin, einer der glänzendsten Gardeoffiziere der nordischen Hauptstadt. Als Leutnant des Gardeappell-Bataillons hatte er auch im Hause des berühmten Verteidigers von Sewastopol Zutritt gefunden. Der Generaladjutant Eduard Todleben war in jenen Tagen eine der ersten Persönlichkeiten in der militärischen Umgebung des Kaisers, und an den Gütern dieser Welt fehlte es ihm nicht, denn er hatte die Tochter des Sessendarmstädtischen Generalkonsuls, Kommerzienrats, Barons und Multimillionärs Ludwig Hauff zur Frau. Die Töchter, mit denen diese Ehe geegnet war, gehörten also zu den grands prix des Seiratsmarktes, und Landsberg war der Glückliche, dem es im Rennen um den schönen Preis gelang, seine Konkurrenten auf dieser interessanten Arena um mehrere Nasenlängen zu schlagen: Die Verlobung des schneidigen Leutnants war ein Faktum, die breite Öffentlichkeit jedoch wußte noch nichts davon.

In diesem für die Beteiligten so spannenden Momente erfährt die Kriminalchronik der Hauptstadt eine neue, glänzliche Bereicherung. Eine Bluttat, ähnlich wie sie Dostojewski in seinem berühmten Roman „Schuld und Sühne“ geschildert hat, ist in jedermanns Munde. Wlassow, der berühmte Bucherer Wlassow, der junge Lebemann gegen hohe Zinsen mit dem nervus rerum zu versorgen pflegt, ist in seiner Wohnung tot, mit durchschnitener Kehle gefunden worden; neben ihm liegt seine Köchin mit geschmettertem Schädel. Aber die Hand, die das mörderische Messer geführt hat, ist beim Ringen zwischen dem Mörder und seinem Opfer verlegt worden. Einige Stunden nach dem als wahrscheinlich konstatierten Zeitpunkt des Mordes erscheint in der bekannten Apotheke des Doktors Friedländer ein junger Offizier, der sich einen tiefen Schnitt im kleinen Finger mit Jodoformgaze verbinden läßt. Es ist kein anderer als Landsberg, auf dem schon der Verdacht der Polizei ruht. So stark ist der Verdacht, daß die um das Prestige des Militärs besorgte Obrigkeit dem Offizier vor seiner Verhaftung zuflüchert: „Im Zimmer, wo man Sie gleich arretieren wird, liegt ein Revolver auf dem Tisch... Seien Sie recht vorsichtig, er ist geladen“...

„Besorgen Sie nichts“, lautet die Antwort, „ich erschieße mich nicht!“ Und aus dem glänzenden Gardeoffizier wird ein in Ketten geschmiedeter Sträfling mit glatt rasiertem Kopfe, der auf der öden Insel Sachalin alle Stadien der Verbannung durchmacht, vom „Katorschnik“, dem an der Schubkarren geschmiedeten Zwangsarbeiter, bis zum „freien Anfelder“ und schließlich bis zum freien Mann, der als Agent einer großen Schiffahrtsgesellschaft und als selbständiger Kaufmann ein beträchtliches Vermögen erwirbt. Das war die Sühne, wie sie übrigens Tausenden von Kriminalverbrechern in Rußland zuteil wird. Der Sühne Landsberg war aber außerdem eine starke Dosis Tragik beigemischt:

Wlassow der Bucherer pflegte mit seinen Kunden zu scherzen. Ganz besonders jovial verkehrte er aber mit Landsberg, den er in sein Herz geschlossen hatte und an dessen Karriere er den aufrichtigsten Anteil nahm, ohne daß es Landsberg wußte. Am Tage, wo ihm letzterer von seiner Verlobung Mitteilung machte, sagte er schmunzelnd: „Warten Sie, warten Sie nur, zur Hochzeit gibts eine Ueberraschung!“ Landsberg erschraf: Wollte Wlassow

die kompromittierenden Wechsel dem Schwiegervater inspe vorlegen? und bald darauf ist der Entschluß gefaßt, sich dieser Dokumente um jeden Preis zu bemächtigen. Dem Entschluß folgt die Tat. Landsberg findet seine Schuldscheine und Wechsel, alles hübsch zu einem Bündchen vereinigt; den dazu gehörigen Begleitbrief, von dessen Existenz er keine Ahnung hat und der in einem Geheimfache des Wlassowschen Schreibtisches ruht, entdeckt er aber nicht.

In diesem Briefe teilt ihm der Bucherer mit, daß er ihm sämtliche Wechsel zu seiner Hochzeit schenkt und ihm laut Testament sein ganzes Vermögen hinterläßt... Das war die Ueberraschung, mit der Wlassow gedroht hatte. X. in der „Strf. Blg.“

Der Militarismus der Revolutionszeit.

Satire von Paul Scheerbart.

Aus der Zeitschrift „Nord und Süd“, Berlin.
Neulich fuhr ich mit der Bahn von Potsdam nach Berlin und hörte, ohne gesehen zu werden, ein Gespräch an, das anscheinend von mehreren Generalen unserer Armee geführt wurde.

Die alten Herren kamen, wie ich hörte, von einem sehr üppigen Liebesmahl. Sie sprachen aber nur so nebenbei von dem üppigen Liebesmahl und kamen dann zu einem interessanten Thema.

„Sie dürfen nicht vergessen“, sagte der eine, „daß das Berliner Polizeipräsidium schon vor vielen Jahren die in Revolutionsjahren üblichen Straßenkämpfe im Auge hatte; man baute damals die Bedürfnisanstalten so, daß sie kleinen Straßenburgen vergleichbar wurden — Sie wissen ja: unten ganz von Eisen und oben so, daß von innen mit Flinten und Revolvern durchgeschossen werden kann. Bei einem Aufruhr werden die sämtlichen Bedürfnisanstalten sofort von der bewaffneten Staatsgewalt besetzt...“

„Erlauben Sie mal“, rief da ein Herr mit sehr tiefer Stimme, „Sie können doch nicht bestreiten, daß diese Art Kriegsführung etwas komisch ausieht. Selbst wenn ich der gemeinste Soldat wäre, würde ich mich schon bedanken, eine Bedürfnisanstalt als Festung anzusehen und mich da häuslich niederzulassen.“

Es folgte ein großes Gelächter.
Dann aber sagte der erste Redner: „Von den Soldaten wird auch nicht verlangt, sich gleich „häuslich“ in den Bedürfnisanstalten einzurichten.“

Nach dem abermaligen Gelächter erklärte ein Herr mit sehr hoher Stimme: „Meine Herren, sprechen wir von einer so ernsten Sache nicht in so animierter Weise. Die Revolutionsjahre sind in unserer Zeit reguläre Kriegsjahre, und wir haben ganz ernstlich darüber nachzudenken, ob unser Heer einem organisierten Aufstande gegenüber seine Schuldigkeit tun kann. Die Sache ist doch nicht so einfach. Wir haben mit Reuten zu kämpfen, die keine Uniform tragen. Die Geschichte ist ernster, als man gemeinhin zu denken pflegt. Ich spreche natürlich nur von einem „organisierten“ Aufstande, denn daß wir einem unorganisierten Aufstande gewachsen sind, das versteht sich ja am Rande.“

„Jedenfalls“, sagte nun wieder der Herr mit der tiefen Stimme, ist in Betracht zu ziehen, daß uns die Automobile bei Straßenkämpfen kolossale Vorteile bringen, denn die Volksmassen können von den Automobilen einfach in Grund und Boden gefahren werden.“

„Wie aber“, fragt ein anderer, „verhalten wir uns zu den Dynamitpatronen und Handgranaten, die aus den Fenstern der Häuser rausgeschmissen werden?“
Da ward es für ein paar Augenblicke steil.

struktionsmittel für eine Taschenuhr ungeeignet sind. Das Werk würde viel zu groß werden, und außerdem seien Gewichte und Pendel immer eine bestimmte Lage der Uhr voraus; eine solche Uhr würde offenbar sofort stehen bleiben, wenn man sie auf den Tisch legt. Für die Taschenuhr ist darum das Pendel immer durch die Unruhe zu ersetzen, und der Antrieb des Werkes ist durch Federanzug zu bewirken, wie dies ja jetzt auch häufig bei Wand- und Standuhren der Fall ist, die keinen so großen Raum einnehmen sollen wie die Gewichtsuhr, bei denen doch immer unterhalb Platz ausgespart werden muß, damit die Gewichte frei niederfallen können.

Ratgeber.

Hauswirtschaft.
Das Kochen mit Gas. Um 1 Liter Wasser zum Sieden zu bringen, braucht man 45 Liter Gas, das ist der Verbrauch eines Kochbrenners während 7 Minuten, derselbe konsumiert also fründlich 400 Liter. Angenommen, 1000 Liter Gas kosten 12 Pf., so macht dies 0,54 Pf., kosten 1000 Liter 13 Pf., dann 0,58 Pf., kosten sie 15 Pf., dann 0,67 Pf. Es kostet mithin der Hausfrau 1 Liter Wasser zu kochen 0,54, 0,58 oder 0,67 Pf. Vergleicht man diesen Aufwand mit demjenigen der Kohlenfeuerung und rechnet, daß 1 Britel nicht unter 1 Pf. zu haben ist und vergegewartigt sich den Nebeneffekt eines einzelnen Britetts, so wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß das Gasgaschen doch bedeutend billiger ist. Man muß auch in Betracht ziehen, daß zur Anzündung des Kohlenfeuers erst noch Holz erforderlich ist und daß kaum jemals ein einzelnes Britelt zur Wärmeentwicklung hinreicht, sondern doch immer mehrere zugleich aufgelegt werden. Das einmal entfachete Kohlenfeuer wird gewöhnlich weiter unterhalten und verbraucht stundenlang Material, ohne daß es immer nutzbringend verwertet wird. Anders ist es mit der Gasfeuerung, hier hat es die Hausfrau in der Hand, möglichst Sparbarkeit walten zu lassen. Nur wenn tatsächlich Bedarf vorhanden, wird das Gas entzündet, die Speisen werden schnell und bei vollem Brenner angeleuchtet und der Hahn dann zum Nachkochen um die Hälfte geschlossen. Durch solche rationelle Handhabung ist es möglich, beispielsweise ein Mittagsgesicht, bestehend aus Suppe, Gemüse und Fleisch, für drei Personen mit 1000 Liter Gas zu kochen, was einen Kostenaufwand von 12, 13 bezw. 15 Pf. verursacht. Wenn nun noch in der Wahl der Kochgeschirre mit der nötigen Kenntnis verfahren wird, indem man Töpfe mit breiten Böden wählt, welche den Flammen möglichst große Flächen bieten, so sind alle Momente vereinigt, die die höchste Ausnutzung des Heizwertes und die rationellste Gasfeuerung gewährleisten.

Allerlei.

Wie man geistreich wird. Die französische Schriftstellerin Daniel Lesueur belauschte jüngst in London folgendes Gespräch zwischen zwei Damen: „Sind Sie zufrieden? Gehis Ihnen halbwegs?“ fragte die Eleganteste der beiden ihre Begleiterin. „Mehr als das“, war die Antwort. „Ich habe zahlreiche Kundinnen, für die ich hüffele.“ Und zur Erklärung dieses Ausdrucks fügte sie hinzu: „Sie müssen nämlich wissen, daß ich bei den Damen der Gesellschaft Repetitorin bin und ihnen sozusagen die Dienste leiste, die eine Presse bei den unsicheren Examenkandidaten verrichte. Mit anderem Worte, ich spiele die Rolle der „Einpeitscherin“ bei den Damen, die in der Gesellschaft zu den verschiedenen Tagesereignissen Stellung nehmen wollen, die dabei aber nicht die Zeit oder den Willen haben, sich eine eigene Meinung über die Dinge zu bilden. So lese ich ihnen den neuesten Moderoman vor, mache die Inhaltsangabe der Theaterneuheit, bespreche den Katalog und die Kritiken der gerade im Brennpunkt des Interesses stehenden Ausstellung, gebe eine politische Uebersicht der Parlamentsdebatten, informiere meine Kundenschaft über die Sensationsprozesse, epochemachenden Erfindungen, einen Skandal, einen Unglücksfall, kurz, über alles, was gerade Aufsehen macht und bin bemüht, meinen Vortrag tunlichst durch geistvolle Bonmots, pikante Zitate und Zitate zu würzen. Mit diesem Gepäd versehen, begeh ich mich zu meinen Damen, um sie für einen Tag, eine Woche, ein Frühstück, einen Empfang oder je nach der verabredeten Vereinbarung, für ein Tagesabonnement mit dem

nötigen Vorrat an Geist, Geschicklichkeit, Taktischem Urteil und witzigen Schlagworten auszurüsten.“ Wie die Verfasserin versichert, geht keine Dame der Londoner Gesellschaft zu einem Frühstück, ohne vorher ihren Mentor konsultiert zu haben, nicht sowohl in der Absicht, sich über eine aktuelle Tagesfrage Rats zu holen, sondern vielmehr zu dem Zweck, sich für eine knifflische wissenschaftliche Sonderfrage durch die Lektüre des betreffenden Artikels im Konversationslexikon vorzubereiten.

Aus den Witzblättern.

„Meggendorfer Blätter“.
Moderne Wetterregel. Wenn's zu Oitern schneit, so hat halt auch der liebe Gott 'mal seine „weiße Woche“.

Der Furchtsame. „Wenn dem Manne seine Papiere in Ordnung sind, warum nimmt der Polizist ihn denn mit?“ — „Ja, damit er halt den Hoamweg durch den groß'n Wald net alioo mach'n muß.“

Unverfroren. Gast: „Das Suhn besteht ja nur aus Haut und Knochen!“ — Wirtin: „Na, die Federn kann ich Ihnen doch nicht mitbraten!“

Nobel. Großfnacht (zum Bauern anlässlich der Geburt eines Stammhalters): „Da derst' b' scho was springen lassen heut.“ — Bauer: „Na ja, gibst d' halt 'm Vieh ausnahmweis' von dem guten Alee.“

Unterschied. „Hat Ihr Freund sein Schäschen ins Trockene gebracht?“ — „Mein, der war selbst ein Schaf und ist jetzt auf dem Trocknen!“

Ein Scheidungsgrund. Eltern: „Na, was ist denn los, daß du dich scheiden lassen willst?“ — Junge Frau: „Mein Mann verlangt, daß ich ihm die Hosenknöpfe annähe!“

Literatur.

Arbeiterjugend. Aus der soeben erschienenen Nummer 6 heben wir hervor: Die Verfassung des deutschen Reiches I. Von Ludwig Frank. — Frühlingsgötter. Von Ida Altmann. — Die jugendlichen Arbeiter und die Gewerbeordnung (Schluß). Von S. Wolfenbühl. — Jugendbibliotheken. Von G. Hennig. — Das Vereins- und Versammlungsrecht der Jugendlichen. — Moderne Luftschiffahrt. Mit Illustrationen. Von Richard Wolft. — Aus der deutschen Jugendbewegung (Dresden, Frankfurt a. M., Mannheim). — Vom Kriegsschauplatz. — Bekehrungs- und Jugendschutz. — Bei Lage: Bleibt jung! Gedicht von Ludwig Lassen. — Der blinde Passagier. Von Max Eyth. — Regeln für Spielleiter. — Das Arbeitspferd. Von Geijerham. — Vintex Feuilleton. — Der Eierlegen. Gedicht von S. Seibel.

Kommunale Praxis. Verlag: Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68. Das erste Heft des 2. Quartals (14) ist soeben erschienen. Die 20 Seiten starke Nummer bringt eine außerordentliche Fülle interessanter, kommunalpolitischer Materials und ist jedem, der sich für Gemeindepolitik interessiert, zur Lektüre dringend zu empfehlen. Der Abonnementspreis beträgt 3 Mk. pro Quartal. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten. Probenummern umsonst und frei vom Verlag.

In Freien Stunden. Heft 12 und 13 sind erschienen und bringen die Fortsetzung von „Kenilworth“ von Scott sowie die Skizze „Trinetti“ von Heijermans. Preis pro Heft 10 Pf. Probenummern frei vom Verlag.

Der Weg zur Macht. Politische Betrachtungen über das Sineinwachsen in die Revolution. Unter diesem Titel erschien im Verlage der Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, eine Broschüre aus der Feder des Genossen Karl Kautsky. Preis 1,50 Mark. Vereinsausgabe 50 Pf. Aus dem Inhalt geben wir folgende Kapitelüberschriften wieder: „Die Eroberung der politischen Macht.“ „Die Prophezeiung der Revolution.“ „Das Sineinwachsen in den Zukunftsstaat.“ „Die ökonomische Entwicklung und der Wille.“ „Weber Revolution noch Geschicklichkeit um jeden Preis.“ „Das Wachstum der revolutionären Elemente.“ „Die Wülderung der Klassengegensätze.“ „Die Verschärfung der Klassengegensätze.“ „Ein neues Zeitalter der Revolutionen.“

Und dann sagte der mit der hellen Stimme: „Meine Herren Generale, ich glaube, wir müßten das Meer ebenfalls mit Sprengwaffen ausrüsten. Ein Kampf mit ungleichen Waffen ist doch gar kein Kampf. Den Revolutionären wird es ohne Frage gelingen, sich in den Besitz von Sprengwaffen zu setzen. Das müssen wir als selbstverständlich voraussetzen. Wie aber sollen wir die zweckentsprechende Neubewaffnung des Meeres im Reichstage durchsetzen? Wenn wir davon im Ernste anfangen wollten, würde alle Welt auflachen und behaupten, wir hätten Angst. Das gäbe eine schöne Geschichte.“

Da ward es abermals für ein paar Augenblicke still. Danach sagte wieder der Herr mit der tiefen Stimme: „Diese verdammten Kerls, die nicht einmal Uniform tragen, sind instände, unsere Kasernen nächtlicher Weise, wenn alle Soldaten schlafen, in die Luft zu sprengen. Schließlich bringen es die Nichtuniformierten fertig, die Abortanlagen mit Dynamitbomben vollzustopfen, sodaß wir schließlich durch Schwefelwasserstoffdünste vergiftet werden könnten.“

Ein Gebrülle entstand. Und man lachte zwei Minuten hindurch ohne Unterlaß, daß das Geräusch der Bahnwagen überläutet wurde. Danach sprach ein jüngerer Herr in sehr eindringlicher Weise — wie folgt: „Wir haben die ganze Sache wie eine Art Seekrieg zu behandeln. Die Kasernen sind gleichsam die Schlachtschiffe. Und wir müssen die Kasernen nach allen Richtungen gegen die Sprengwaffen der Feinde schützen. Wir müssen außerdem Dinge haben, die den Torpedobooten entsprechen. Das müßten natürlich große und kleine kriegstüchtig ausgerüstete Automobile sein. Eine Revolution ist eigentlich ein Seekrieg zu Lande.“

„Erlauben Sie mal,“ rief da wieder der Herr mit der tiefen Stimme, „zu derartigen Ausrüstungen gehört verdammt viel Geld. Und ich wüßte nicht, wie wir das in unauffälliger Weise beschaffen sollten. Machen wir die Rechnung nicht ohne den Wirt.“

Da folgte zum drittenmal ein tiefes Stillschweigen. Und dann sagte der Herr, der zuerst von den Bedürfnisanfalten gesprochen hatte: „Seien wir nicht allzu zukunftsliüstern; vorläufig haben wir einen organisierten Aufstand noch lange nicht. Und wenn der mal organisiert sein wird, dann werden wir auch organisiert sein. Doch gebe ich immerhin zu, daß unsere jetzige Heeresbewaffnung einem Aufstande gegenüber ziemlich primitiv ist. Die Entwicklung der Technik hat in den letzten Jahrzehnten so rapide Fortschritte gemacht, daß der Militarismus nicht so schnell mitkonnte.“

„Ich finde,“ sagte da wieder der Herr mit der tiefen Stimme, „auf unserer Erde hat in letzter Zeit alles so rapide Fortschritte gemacht — daß kein Mensch mehr recht mitkonnte. Weiß der Teufel, wohin das noch führen wird. Nebenfalls können wir aus den Unruhen in Rußland sehr viel lernen, und es wäre wirklich an der Zeit, daß endlich mal ein paar Duzend Offiziere von unserem Generalstab nach Rußland geschickt würden, damit sie die dortigen Verhältnisse gründlich studieren und bei uns an der geeigneten Stelle die nötigen Anregungen geben können. Ich glaube, daß wir das mal in aller nächster Zeit veranlassen müßten.“

Dem stimmten die anderen Herren lebhaft bei. Und dann fuhr der Zug in den Potsdamer Bahnhof hinein.

Als wir ausgestiegen waren, sah ich den alten Herren noch lange nach, und ich wunderte mich über ihre unvorsichtigen Reden; sie hatten gar keine Ahnung davon gehabt, daß ich nebenan saß und jede ihrer Bemerkungen in mein Notizbuch hinein stenographierte.

Hoffentlich werden diejenigen, die meinen Bericht bis zum Ende durchgelesen haben, in den Eisenbahnwagen von jetzt ab vorsichtiger sein; man kann nie wissen, wer nebenan sitzt.

„Ihr tretet nun ins Leben ein . . .“

Der freundliche väterliche Herr Pastor hält Konfirmationsfeier. Vor ihm sitzen blonde und dunkle Köpfe mit spitzen und mit runden Gesichtern, mit trübem und mit munteren Augen, mit nachdenklichem und mit zer-

streutem Ausdruck. Es sind viele kleine, viele sacklose, viel verkümmerte unter all diesen jugendlichen Gestalten. Und hinter ihren schwarzen Reihen bilden viele bescheidene, wehmütige, glanzlose Muttergesichter herüber und manches unbewegte Vatergesicht. Und der freundliche Herr Pastor redet öligsanfte Worte. Aber er redet über die Köpfe der Kinder hinweg und mancher Mutter stehen seine Worte ins Herz.

Er sagt „Ihr tretet nun ins Leben hinein mit seinen Sorgen und Nöten“. Aber das ist nicht wahr. Von diesen unentwickelten Kindern kennen viele das Leben schon in seiner ganzen brutalen Not. Sie kennen seit Jahren die Sorgen von Vater und Mutter ums tägliche Brot, sie haben gar manchmal mit Gewissensnot ihre Bissen hinuntergeessen, wenn die Mutter dabei jammerte über ihren unerfättlichen Hunger. Und spielt nicht die Erinnerung an Sorgen bis in diese stille Stunde hinein? Da sitzt mancher, der heute zum erstenmal in seinem Leben neu gekleidet ist von Kopf bis Fuß. Aber unter welchen Sorgen und Demütigungen ist diese Kleidung zusammengetragen. Das Hemd hat eine „Herrschafft“ geerbt, das Taschentuch ein geiziger Pate, das Gebetbuch ein christlicher Vereiner, der Anzug ist auf Abschlagszahlung genommen. Nein, Herr Pastor, diese Kinder kennen nur allzu gut schon die Sorge, die das Leben verkauft und verkümmert.

Und der Herr Pastor sagt: „Bisher haben liebende Eltern euch freundlich behütet.“ Und das ist wiederum für viele nicht wahr. Da sitzt mancher, der nie einen Vater gehabt hat, und deswegen von den Schulgenossen manche Bosheit hat hören müssen. Da sitzen andere, die seit Jahren mit der blaffen Mutter zusammen das väterliche Grab pflegen. Da sitzen wiederum andere, die wohl Vater und Mutter haben; aber wenn der Vater einmal daheim ist, so ist er betrunken, und die Mutter weint viel und ist schon manchmal mit den Kindern zu Verwandten geflüchtet. Und da sitzen noch andere, deren Väter arbeiten in dieser Fabrik und deren Mütter in jener; sie selber aber leben hinter der Schule auf der Straße, bei fremden Eltern, auf Zerrwegen. Und da sitzen wohl mannde, die ein „Heim“ kennen, aber es ist eng und ärmlich, und die Mutter, die drin wohnt, die hat nicht sehr oft freundliches Verständnis für Kinderwünsche, denn sie muß immer eilen, daß sie am Samstag viel Schürzen abliefern kann. Nein, Herr Pastor, diese Kinder wissen nicht viel von freundlicher Elternfürsorge und von pflegender Elternliebe.

Und der Herr Pastor sagt: „Bisher dürft Ihr lernen und Euch vorbereiten auf das Leben, in das Ihr nun hineintretet“. Und nicht einmal das stimmt für alle. Denn die sind rasch gezählt, von denen man bisher weiter nichts gefordert hätte, als daß sie ihre Schularbeiten machen und sich tummeln und Kräfte sammeln. Und viele andere haben die Schule nur als eine Last neben anderen Lasten empfunden. Die Mädchen und die Jungen, die schon feste Dienste in fremden Gärten tun, oder die daheim in Filzschuhen nähen oder Tiere ammalen oder Papierrollen drehen, oder die auch nur für die abwesende oder heimararbeitende Mutter den Haushalt besorgen müssen und die jüngeren Geschwister versorgen, alle die haben keine Ahnung davon, daß die Jugendzeit den Menschen gegeben ist, daß sie Fähigkeiten und Können ausbilden und Wissen sammeln. Denn sie haben längst arbeiten müssen, sie kennen das Spiel nur als eine verbotene Sünde, sie haben ihre Schularbeit immer nur im letzten Moment und in müder Angst gemacht. Und wenn die Mutter sie mal bei einem Buche ertappte, so hat sie gescholten und hat es fortgenommen. Nein, Herr Pastor, diese Kinder treten mit einem erbärmlichen Wissen und mit ungefüllter Jugendfreude und mit schon halbgedrochener Kraft in eine nur anstrengender werdende Zukunft hinein.

Und wenn diese Zukunft ihnen eine einzige Günst erweihen kann, so ist es die, daß sie diese Kinder sehend und fühlend macht für all das, was sie bisher entbehrt haben. Daß sie ihnen ein Erlebnis schenkt, das sie aufstacheln zum Grimm und zum wütend-heiligen Entschluß; so soll wenigstens an unsren Kindern und Enkeln Wahrheit werden, was bei uns Lüge war, als unsere Kindheit zu Ende gieng

Das Pendel und die Unruhe.

Das Pendel ist ein sehr einfaches Instrument, so einfach, daß es einer Beschreibung nicht bedarf. Und doch ist dieser kleine Gegenstand so wichtig, daß man ganze Bücher darüber schreiben könnte. Was für eine Fülle von praktischen Anwendungen gibt es, was für interessante Entdeckungen verdanken wir dem Pendel! Aber der Leser soll nicht erschrecken: wir wollen ihn mit feiner langatmigen Auseinandersetzung ermüden, sondern ihm nur einmal in diesen Zeilen die Grundgesetze des Pendels vorführen und über seine wichtigste Anwendung plaudern. Dabei soll die muntere Schwester des Pendels, die „Unruhe“, nicht vergessen werden.

Wenn man die Pendelgesetze rein praktisch auffaßt, so stellt sich die Sache ganz einfach. Wir wollen nur voraussetzen, daß unser Pendel durch einen kleinen Bogen schwingt, wenig Reibung findet, und daß die Experimente wesentlich immer an derselben Stelle der Erde vorgenommen werden. Da kann man denn einfach sagen: die Schwingungszeit hängt von der Länge ab. Das ist die Entfernung des Aufhängepunktes vom „Schwingungspunkte“. Ein und dasselbe Pendel, dessen Größe ja fest liegt, macht immer am selben Ort gleich viel Schwingungen in der Sekunde. Je länger das Pendel ist, um so langsamer schwingt es, um so weniger Schwingungen macht es in einer bestimmten Zeit.

Das Hin- und Hergehen des Pendels zeigt uns nun interessante Energieverwandlungen. Wir müssen uns dieselben ein wenig näher ansehen, denn nur so verstehen wir das eigentliche Leben, welches dem Pendel innewohnt. Lassen wir die Stellung ins Auge, wo das Pendel gerade am weitesten ausgeschwungen ist. In dieser Lage hat es keine Bewegung, aber es zeigt eine gewisse Spannung: es will fallen. Nun fällt es — mit stets wachsender Geschwindigkeit — bis in die senkrechte Lage. Jetzt ist die Spannung offenbar verloren, denn die Linse hat jetzt nicht mehr Gelegenheit, tiefer zu sinken. Dafür ist aber etwas anderes eingetreten: das Pendel befindet sich nämlich jetzt in einer gewissen Bewegung, und besitzt also „Wucht“. Der Physiker wird dann sagen: die Energie der Spannung hat sich in Energie der Wucht umgewandelt. Darauf geht das Pendel wieder auf der anderen Seite in die Höhe, verliert an Bewegung, und hat zum Schluß wiederum nur Spannung.

Wenn jemand irgend einen beliebigen anderen Punkt des Weges ins Auge faßt, so findet sich an demselben teils Wucht, teils Spannung. In der Theorie muß nun überall der Energiebetrag, der aus Spannung, oder aus Wucht, oder aus beiden besteht, ganz gleich sein. Auch müßte das Pendel am anderen Ende gerade so hoch hinaufgehen, wie es vorher heruntergefallen ist. Die Physik kennt nämlich das wichtige Gesetz von der „Erhaltung der Energie“. Dasselbe besagt etwas sehr Interessantes über die Energiemenge, die in der Welt vorhanden ist. Es gibt danach einen ganz bestimmten Vorrat, und dieser läßt sich weder vermehren noch vermindern.

Bei unserem Pendel geht auch keine Energie verloren, obwohl es so zu sein scheint. Luftwiderstand und Reibungen bewirken nämlich, daß die Schwingungen nach und nach kleiner werden. Sie sind „gedämpft“, klingen ab, und schließlich bleibt das Pendel in Ruhe. Die scheinbar verlorene Energie steckt aber in einer, allerdings praktisch kaum nachweisbaren Erwärmung der Luft und der Aufhängestelle.

Die Regelmäßigkeit der Pendelschwingungen mußte wohl darauf führen, diesen so einfachen Apparat für die Zeitmessung zu benutzen. Die Alten bedienten sich bekanntlich der Sonnenuhren, die ja heute ihre Bedeutung durchaus nicht verloren haben, ferner der Wasser- und Sanduhren. Letztere sind bekanntlich noch heute z. B. beim Eierkochen in Anwendung. Die erste Pendeluhr wurde im 17. Jahrhundert von Huygens gebaut. Schon früher konnte man „Näderuhren“, benutzte aber zu ihrer Regulierung die sogenannte „Wage“. Es war dies ein Ballen, der in der Mitte an einem Faden aufgehängt war, und an den Enden angewiesen durch Gewichte beschwert wurde.

Dieser Ballen bewegte sich in horizontaler Ebene hin und her, und war in einem ähnlichen Sinne mit dem Uhrwerk verbunden, wie wir dies jetzt beim Pendel sehen werden.

Eine Pendeluhr wird bekanntlich aufgezogen, und nun will das Werk die Zeiger drehen. Mit dem Werke zusammen geht aber ein ganz besonders gezahntes „Steigrad“. Dasselbe steht mit dem Pendel durch einen Anker in Verbindung, der mit zwei Ansätzen in seine eigenartige Verzahnung eingreift. Sängt das Pendel senkrecht herunter, so hält der Anker das Steigrad fest, und die Uhr bleibt stehen. Wenn man nun das Pendel anschießt, so geht dasselbe — und mit ihm der Anker — hin und her, gibt Bahn um Bahn des Steigrades frei, und läßt den Zeiger in lauter kleinen Rucken vorwärts springen. Diese Zeigerbewegung fällt aber ganz gleichmäßig aus, weil das Pendel zu jeder Schwingung dieselbe Zeit braucht.

So arbeitet also das Pendel als Regulator, aber andererseits wirkt auch das Uhrwerk auf die Bewegung des Pendels zurück. Wir haben ja gesehen: die Energie des Pendels geht — praktisch betrachtet — nach und nach verloren. Nun ist aber dafür gesorgt, daß das Uhrwerk bei jedem Hub den kleinen verlorenen Betrag nachliefert. Die Abchrägung der Verzahnung ist nämlich so eingerichtet, daß jedesmal, wenn das Pendel ganz ausgeschwungen ist, es immer einen gerade ausreichenden kleinen Stoß bekommt, der seine Bewegung immer lebendig erhält.

Wenn eine Pendeluhr nicht richtig geht, so kann man dieselbe mit einiger Geduld ganz gut selbst regulieren, vorausgesetzt, daß das Werk innen in Ordnung ist, wozu jedenfalls gehört, daß es tadellos sauber ist und keine eingetrockneten Schmiermittel enthält. Der Uhrmacher ist durchaus nicht auszuschalten, aber wo es sich nur um kleine Gangunregelmäßigkeiten handelt, kann man sich unter Umständen selbst helfen. Geht die Uhr zu schnell, so muß die Linse nach unten verschoben werden — und umgekehrt. Nur empfiehlt es sich, das ganz langsam zu machen. Man verschiebt erst nur wenig, und prüft den Erfolg; reicht die Verschiebung nicht aus, so probiert man langsam weiter und es wird durchaus möglich sein, in ein paar Tagen den Gang der Uhr in Ordnung zu bringen.

Das Pendel wird zweckmäßig aus Metall hergeteilt. Das hat aber einen Uebelstand. Die Metalle dehnen sich nämlich bei Temperatursteigerungen, was eine Verlangsamung der Uhrbewegung zur Folge haben muß. Um diese Veränderungen des Pendels auszugleichen, hat man sogenannte „Kompensationspendel“ erfunden. Sie beruhen im wesentlichen darauf, daß, wenn ein Metall sich ausdehnt und dadurch der Schwerpunkt der Linse nach unten rückt, durch eine zweite Ausdehnung wieder der Schwerpunkt nach oben geschoben wird.

Wir haben beim Pendel gesehen, daß sich hier beständig Spannung und Wucht gegenseitig ineinander umziehen, und daß die Schwingungen zeitlich ganz regelmäßig erfolgen. Etwas ganz ähnliches beobachtet man bei einer Spiralfeder. Zieht man dieselbe aus, so erzeugt man einen Spannungszustand. Gibt man die Feder frei, so schnell sie zunächst in ihren Normalzustand zurück, jetzt dabei ihre Wucht in Bewegung um, geht weiter bis zu einem gewissen Zustande der Zusammenrückung, wo wieder nur Spannung vorhanden ist, dehnt sich dann wieder aus, und vollzieht auf diese Weise Schwingungen, die denen des Pendels ganz verwandt sind und ebenso in zeitlicher Regelmäßigkeit verlaufen.

Daraus ergibt sich nun, daß man bei einer Uhr das Pendel immer durch eine Feder ersetzen kann, die sich regelmäßig zusammenzieht und ausdehnt. Der Leser öffne nur einmal das Werk seiner Taschenuhr: da wird er das Steigrad und die munter hin- und hergehende Feder sofort wahrnehmen. Man hätte dieser rastlos tätigen Spirale vielleicht keinen besseren Namen geben können, als „Unruhe“. Man überlege doch, was für eine ungeheure Zahl von Schwingungen dies uner müdliche Federchen macht, wenn man auch nur die Spanne eines Jahres ins Auge faßt!

Die alten Wanduhren werden meist durch ein Pendel reguliert, und der Antrieb des Werkes wird durch Gewichtszug bewirkt. Es ist nun klar, daß derartige Kon-